Deutsche Allgemeine

Zeitung der Rußlanddeutschen

Chefredakteur:
Dr. **Konstantin Ehrlich**
Stellvertreter:
Jakob Gerner, Erik Chwatal (Chef vom Dienst).

Politik, Wirtschaft und Soziales: **Sylvia Greßler;** Außenpolitik: **Heinrich Brockzitter;** Nachrichten: **Polat Karimow;** Kultur: **Heinrich Auras;** Literatur: **Viktor Heinz;** Welt und Glauben, Jugend und Gesellschaft: **Igor Trutanow;** Briefe, Umwelt und Gesundheit: **Alexander Haas;** DAZ-chen, Frau und Familie: **Angelina Richter;** Russische Beilage: **Woldemar Stürz, Swetlana Felde, Rafael Sokolowski;** die zwölfte Seite: **Alexander Dorsch;** Eigenkorrespondenten: **Leonid Bill, Alexander Reisch, Adam Wotschel, Konstantin Zeiser;** Stilredakteur: **Eugen Hildebrand;** Korrektoren: **Ella Jäger, Swetlana Samenko, Helene Tabert, Ljubow Haas.**

Die Redaktion behält sich das Recht der auszugsweisen Wiedergabe von Zuschriften vor. Veröffentlichungen müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen, Manuskripte werden nicht rezensiert und nicht zurückgesandt.

Erscheint jeden Samstag in Alma-Ata, Kasachstan

Dr. ERIKA VOIGT

PASTOR EDUARD JOHANSEN

Aus der Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland

veröffentlicht in:

Deutsche Allgemeine

Zeitung der Rußlanddeutschen,

Nrn 33, 34, 36, 38 (1992)

auf der Seite "Welt und Glauben",

Redakteur Igor Trutanow

Alma-Ata, den 21.9.92.

Aus der Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland

Das wechselvolle und leidvolle Schicksal der deutschen Minderheit in Rußland im tragischen 20. Jahrhundert hatte auch zur Folge, daß es heute kaum noch lebendige und greifbare Zeugnisse aus dem Leben deutscher Familien und Gruppen aus der früheren Zeit gibt. Die Geschichte eines Volkes droht verloren zu gehen. Dies ist umso beunruhigender, als die Kenntnis um die Leistungen des eigenen Volkes in der Vergangenheit sehr wesentlich zum heutigen Eigenwertgefühl der Menschen beiträgt. Daher sollte behutsam alles bewahrt und kundgetan werden, was über den wahren Platz deutscher Menschen im russischen Leben, in Politik, Wissenschaft und Kultur, im Geistesleben im weitesten Sinne in jenem Lande, in dem sie ihre Heimat gefunden hatten, Auskunft geben kann. Ich möchte als einen kleinen Beitrag dazu aus dem Leben des evangelisch-lutherischen Pastors Eduard Johansen berichten, der uns seine Erinnerungen und zahlreiche Briefe an seine Verwandten hinterlassen hat.

Eduard Johansen lebte von 1831 bis 1912, geboren wurde er in Estland, auf dem Ungern-Sternbergschen Gut in der Wieck, Kreis Hapsal. Sein Vater war Gutsverwalter. In Reval besuchte er die Schule, in Dorpat studierte er Theologie. 1859 kam er nach St. Petersburg und erwarb sich hier die Befähigung für das Abhalten des evangelisch-lutherischen Gottesdienstes in estnischer, lettischer und finnischer Sprachen, die deutsche Sprache beherrschte er durch die Familie, Schule und Studium selbstverständlich. Als Kronstipendiat hatte er nach dem Studium der Aufforderung zu folgen, die ihm vom General-Konsistorium, der obersten Kirchenverwaltung Rußlands, angeboten wurde: Der Auftrag lautete, für drei Jahre nach Ryschkowo bei, Omsk zu ziehen, was er mit kühnem Wagemut und Gottvertrauen", wie er berichtete, auch 1860 tat.

Die Stadt Omsk war zu jener Zeit nicht eigentlich das Zentrum der evangelisch-lutherischen Glaubensbrüder in Westsibirien, in der Stadt lebten damals 18 000 Personen, darunter nur 89 Evangelische. Der Zielort des jungen Pfarrers, der hiermit zum ersten Male Europa verlassen und nach Sibirien gereist war, was mehrere Wochen in Anspruch nahm, war der Ort Ryschkowo, „200 Werst westlich von Omsk, 12 Werst von der Station Olgino an dem sogenannten Sibirischen Trakt, der großen Straße, die schon vor der Eisenbahn durch ganz Sibirien führte", gelegen. So schilderte er seine Ankunft.

Die Kolonie Ryschkowo war zu Beginn des Jahrhunderts von finnischen Bauern angelegt worden, „die im Jahre 1803 von der Filiale Kohankina bei Narwa wegen eines Aufstandes gegen ihren harten Gutsbesitzer Baron Ungern-Sternberg verschickt worden waren. Ich habe mit einem 90jährigen Finnen über diese Ereignisse gesprochen und mir alles erzählen lassen", berichtete Johansen. „Es lebten zu meiner Zeit die Nachkommen der Empörer. Bis 1840 blieben die Bewohner Ryschkowos ausschließlich Finnen. 1840 begann auf Anordnung der Regierung die Ansiedlung von Esten, Letten und Finnen. Unter all diesen verschiedenen Völkerschaften gab es sehr schlimme Elemente, und Ryschkowo hatte keinen guten Ruf" (S. 23).

Wahrscheinlich hatte sich Johansen so sein neues Kirchspiel nicht vorgestellt, obwohl er in St. Petersburg, während seines Probejahres, seinen Vorgänger in Ryschkowo, Pastor Friedrich Wilhelm Meyer, kennengelernt hatte. Ob dieser ihm die wahren Verhältnisse geschildert hatte, als er Johansen für diese Pfarrstelle als seinen Nachfolger zu werben begann — man weiß es nicht.

Johansen hatte sich zuvor bei der Bezirksverwaltung angemeldet und, wie er schrieb, „den Auftrag gegeben, die Lutheraner aus allen russischen Dörfern aufzufordern, sich an einem bestimmten Sonntag in Ryschkowo zu versammeln. Das war denn auch geschehen: Die Verwaltung hatte einfach den **Befehl** gegeben zu erscheinen". Das war für den fast Dreißigjährigen „ein unvergeßlicher Gottesdienst, dieser erste in Ryschkowo! Die Kirche (1818 erbaut) bestand aus mächtigen Balken aus sibirischen Birken, war ungeheizt, da, wie man mir erklärte, der alte Ofen starken Qualm hervorgerufen hätte. So stand ich denn vor dem Altar dieser Kirche Johannes des Täufers, über dem Talar meinen Schuppenpelz tragend, mit warmen Handschuhen an den Händen den Kelch haltend. Und die ganze zahlreiche versammelte Gemeinde stampfte vor Kälte mit den Füßen! Das war ein eisiger Anfang meiner Wirksamkeit in der Kolonie" (S. 22).

Johansen ließ sich nicht schrekken von der Tatsache, daß man von ihm weit mehr forderte als nur seelsorgerischen Dienst. Ryschkowo war nach E. Busch „die Mutter-Kolonie sämtlicher sibirischer Kolonien Lutherischer Ansiedler" (2). Die „große sittliche Verkommenheit Ryschkowos" hatte ihre Wurzeln in der ungenügenden Erwerbsmöglichkeit für die Angesiedelten, die ja häufig nicht vertraut waren mit den dortigen spezifischen geographischen und klimatischen Bedingungen, zum anderen auch in der mangelnden geistlichen Betreuung, waren sie doch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts „dem Lutherischen Prediger zu Jekaterinenburg zugewiesen; die Entfernung zwischen Ryschkowo und Jekaterinenburg beträgt aber 1.150 Werst". (Ebenda). Die Mehrheit der lutherischen Gläubigen bestand bekanntlich aus angesiedelten Verbannten verschiedener in Rußland siedelnder Völkerschaften, vorwiegend waren es Esten, Finnen und Deutsche.

Der junge Pastor mußte sich sehr schnell mit einer autoritären Funktion vertraut machen, an die er während der Herreise sicher nicht gedacht hatte:

„Da geriet ich also hinein und wurde gezwungen von den Leuten, das Richteramt zu übernehmen. Es half nichts, daß ich mich gegen diese Zumutung wehrte, indem ich sprach: Wer hat mich zum Richter über Euch gesetzt! Ich wurde von den Leuten bestürmt. Sie kamen zu mir mit der Klage: Hier ist der Branntwein Richter. So entschloß ich mich denn, dem schreiendsten Unrecht zu wehren, indem ich die streitenden Parteien in Gegenwart der Ältesten vor mir erscheinen ließ, sie verhörte und den Sachverhalt klarlegte. Dann wurde der Schuldige dem Gericht der Ältesten übergeben. So herrschten denn, solange ich in der Kolonie war, die größte Ordnung. Fuhr ich aber fort, so war der Teufel wieder los" (S. 23 f.).

Johansen muß sehr energisch eingeschritten sein, um Ruhe und Ordnung herzustellen und seine Gemeindemitglieder im Sinne der ethischen Werte seines Glaubens zu einem sinnvollen Leben zu führen. Eine Episode schien ihm wohl besonders in Erinnerung be eine Übertretung begangen. geblieben zu sein, er beschreibt sie so:

„In der finnischen Kolonie am Om hatte ein Verschickter die Konzession zur Eröffnung einer Kneipe erhalten. Da ging ein Theater los! Als ich nach Omsk von der Rundreise zurückkehrte, erhielt ich einen Brief von dem finnischen Bauern Matthis Swanow, einem anständigen Manne, mit dem Inhalt: Der böse Geist hat über den guten heiligen Geist einen Sieg errungen; die Leute versaufen ihr letztes Hemd. Kommen Sie schnell und treiben Sie den Teufel aus! Da fuhr ich sofort hin, nahm die besten Leute mit mir, versiegelte das Branntweinfaß, nahm dem Wirt die Konzessionsbeglaubigung ab und sandte dieselbe an die Akciseverwaltung mit der Erklärung. Ich dulde unter keinen Umständen die Eröffnung eines Kabaks in meiner Kolonie!' Die ganze Stadt sprach davon. Man sagte mir: ‚Ich werde wohl 20 Rubel Strafe zahlen müssen'. Ich sagte: ‚Nicht 20 Kopeken!' Und so kam es auch. Der Chef der Akciseverwaltung, Herr de Lagarde, ein Finnländer, schrieb mir, ich habe eine Übertretung begangen.

Der ständige Zustrom neuer Verbannter, die in den Kolonien angesiedelt wurden, aber auch von Bauern aus den europäischen Teilen Rußlands seit der Aufhebung der Leibeigenschaft, führte zu einer Verknappung des zur Verfügung stehenden fruchtbaren Bodens. Das häufig sumpfige und übersäuerte Land in dem Gebiet der Kolonien um Ryschkowo erlaubte nur in geringem Umfang den Anbau von landwirtschaftlichen Kulturen, gepflegt wurden Viehzucht und Teergewinnung aus Birkenrinde. Zu Beginn der sechziger Jahre hatten sich die Konflikte so dramatisch verdichtet, war es auch zu nationalen Zusammenstößen gekommen, daß im Jahre 1861 von den Zentralbehörden des Landes wie auch von dem Zentral-Komitee der Unterstützungskasse der Evangelisch-Lutherischen Kirche in St. Petersburg die Bereitstellung neuer Ansiedlungsgebiete für die Kolonien im Kirchspiel Ryschkowo ins Auge gefaßt wurden.

Als Johansen sein Amt antrat, griff er entschlossen dieses Vorhaben auf, hatte er doch die Dringlichkeit von Veränderungen sehr schnell erkannt. Er beschrieb die Vorgänge so:

„Das Land, das der Kolonie gehörte, war ein flaches, niedriges, sumpfiges Land, die Ackerfläche ausgesogen, und durch den jährlichen Zustrom von ca 100 bis 200 Seelen trat ein Mangel an Land ein. Dazu kam die Viehseuche. Die Leute wollten gern umsiedeln. Daher wandte ich mich an den Generalgouverneur mit der Bitte, den Übersiedelnden Kronland anweisen zu wollen. Dies geschah. — Mit 15 der besten, tüchtigsten, vor allem finnischen Bauern fuhr ich in Begleitung des Ispravniks den Omfluß, der bei Omsk in den Irtysch mündet, hinauf. 120 Werst von Omsk entfernt lag das für die Kolonisten günstige Land, welches in meinem Beisein vom Landvermesser abgemessen wurde: 25 000 Desjatinen groß, Steppenland (Schwarzerde) mit Waldgruppen (Birken und Espen), in der Mitte von einem 8 000 Desjatinen großen Sumpfgebiet eingenommen. Dieser Sumpf Schadrino ist nicht zu verachten. In trockenen, regenarmen Sommern bildet der Sumpf einen ungeheuren Heuschlag, in regenreichen Sommern aber wuchs das Heu überall in der Steppe. — Hier am Omfluß, auf einer Strecke von 8—9 Werst, legte ich vier Dörfer an, ein lettisches, ein estnisches, eines für die finnischen Bauern und das vierte für die finnischen Verschickten. Offiziell werden diese vier Dörfer Reval, Riga, Narva und Helsingfors genannt. Das Pastoratsland wählte ich bei der großen Biegung, einem Knie des Om, neben dem lettischen Dorf" (S. 24 ff.) „Es sind zwei Landstücke," hieß es bei Busch zu diesen Vorgängen, „das eine 12 000 Desjatinen groß auf der rechten Seite des Om, das andere 13 000 Desjatinen groß auf der linken Seite in einer Entfernung von kaum 100 Werst von der Stadt Omsk, im Jelanskischem Bezirk des Omskischen Kreises. Das Ackerland ist gut, Heuschläge finden sich in Menge, und Brenn- und Bauholz (Tannenholz) kann leicht aus den Kainskischen Wäldern herbeigeflößt werden. Der Om bietet gutes Trinkwasser, 6 Arten Fische und eine Fahrstraße nach Omsk" (Busch I., S. 264).

Gleich im ersten Jahr sahen die Umgesiedelten den Erfolg des Unternehmens — und auch der Pastor war mit seinen Bemühungen zufrieden: „Ein Lette, der kurz vor Pfingsten übersiedelte, fragte mich um Rat, ob er noch sein Korn aussäen könne. Ich antwortete ihm: Nur zu! Dieses Jahr wächst und reift alles. Und so geschah es. Auch ich erntete überreichlich" (S. 24).

Augenscheinlich war Johansen zu ähnlichen Erkenntnissen gekommen wie sein Zeitgenosse George Kennan, der in seinen Beschreibungen Sibiriens über den Bezirk Tobolsk festgestellt hatte:

„Auf Grund... der Erkundungen und Beobachtungen, die wir längst unserer Strecke (zwischen Tjumen und Omsk — E. V.) machen konnten, hatte ich den Eindruck, wenn die Provinz Tobolsk ehrlich und klug regiert würde und wenn sie von den schweren Belastungen der kriminellen Verbannten befreit würde, so würde sie in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem der wohlhabendsten und blühendsten Teile des Reiches werden." (3).

Die genaue Größe der einzelnen neu begründeten Kolonien erfahren wir von E. Busch. Sie wurden „auf dem neuen Land, das aus gutem Ackerlande, schönen Wiesen und 4 000 Desjatinen Birkenwald" bestand, angelegt. Die Kolonie Riga zählte 200 Letten, die Kolonie Reval 350 Esten, die Kolonie Narva 150 Finnen und die Kolonie Helsingfors 110 Schweden und Finnen. An gleicher Stelle wird vermerkt, daß der Pastor jährlich eine Zulage von 300 Rubel von dem Zentral-Komitee der Unterstützungskasse erhielt, ebenso der Lehrer des Kirchspiels. (4) Pastor Johansen schilderte diese Erlebnisse ohne Pathos, eher verhalten, als habe er in späteren Jahren seinen Kindern von seinen Jahren in Sibirien erzählen wollen.

Bis Ende 1864 hatte er als Tobolsker Gouvernementsprediger nur die Kreise Omsk/Ryschkowo und Tara zu betreuen. Dann traten Veränderungen ein:

„Nach Abgang des ersten Divisionspredigers von West-Sibirien, der in Tobolsk seinen Wohnsitz hatte, wurde ich zum vikarierenden ersten Divisionsprediger ernannt und hatte somit das ganze Gouvernement (Tobolsk) mit der sibirischen Kirgisensteppe zu bedienen. Ich hatte nun seit 1865 viertausend Werst jährlich zu machen" (S. 29). Die folgenden Beschreibungen von „prachtvollen Landschaftsbildern", so von Bajan-Aul, von „Karkaralinsk mit seinem See auf der Spitze des Berges", von dem „reizenden, an den Schwarzwald erinnernden Koktschetaw — viertausend Fuß hoch, ein Bergrücken aus Kalkstein und Granit von 14 Werst Länge, der von einem Kranz fischreicher, kristallklarer Seen umgeben ist", lassen erkennen, daß er bei all den Strapazen der Reisen die Schönheiten der Natur in sich aufnehmen konnte. Die Mühen dieser Reisen sollten ihn noch lange verfolgen, denn auch in den späteren Jahren gehörten weit auseinander liegende Gemeinden zu seinen Kirchspielen. Von diesen Mühen finden sich in den Briefen an seine Verwandten keinerlei Spuren, doch sicher traf die Beschreibung von George Kennan auch auf ihn zu:

„Wer es nicht erlebt hat, kann es sich gar nicht richtig vorstellen, was man körperlich wirklich zu leiden hat, wenn man Tag und Nacht in flottem Tempo über schlechte Landstraßen reist. Wir... waren derart durchgerüttelt, und durchgeschüttelt, daß uns jeder Knochen im Leibe einzeln weh tat und wir in den Poststationen nur mit Mühe aus unserem schlammbespritzten Tarantas herauskletterten." (5).

Jährliche „große Rundfahrten" brachten den Pastor weit durch das Land; Station wurde, wo möglich, bei Bekannten aus baltischen Familien gemacht — Namen tauchen auf: Saeftigen, v. Taube. Der Geschäftsführer der St. Petersbunger Unterstützungskasse. Th. Meyer, in dessen Händen die Berichte der Pastoren an die Konsistorialbehörde über die großen und kleinen Rundreisen durch die verstreuten Gemeinden zusammenliefen, wußte sehr genau von den Mühsalen eines solchen Alltages:

„Die Zahl der Reisetage eines Pastors der großen sibirischen Kirchspiele beträgt jährlich 200 und mehr, ihre große Mehrzahl sind Tage der Entbehrung und der Leiden aller Art durch Schmutz und Ungeziefer, Frost und Hitze, schmale Kost und schlaflose Nächte, unfahrbare Wege und unbequeme Fuhrwerke." (6).

Es kam nicht selten vor, daß Gemeinden zwei bis drei Jahre auf ihren Pfarrer warten mußten, schrieb Meyer weiter. „Für die große Mehrzahl der sibirischen Gemeinden gilt ein bis zweimalige Bedienung jährlich als normaler Zustand. Aber um selbst diesen nach unseren Anschauungen allzu bescheidenen Ansprüchen zu genügen, muß der Pastor in Sibirien den großen Teil des Jahres auf Reisen sein."

Dr. Erika VOIGT,
Deutschland.

(Fortsetzung folgt)

---

1. E. Johansen, Aus meinem Leben. Außerdem wurde zitiert aus: E. Johansen, Meine Reise nach Deutschland 1907.
2. E. Busch, Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der Evangelisch-Lutherischen Gemeinden in Rußland, St. Petersburg/Leipzig 1862, S. 262.
3. Georg Kennan, ... und der Zar ist weit, Sibirien 1885, Berlin 1978, S. 156.
4. E. Busch, Ergänzungen der Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der Evangelisch-Lutherischen Gemeinden in Rußland, St. Petersburg/Leipzig 1867, S. 322.
5. G. Kennan, ebenda, S. 142 ff.

Pastor Eduard Johansen

Aus der Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland

Pastor Johansen absolvierte während seiner Amtszeit in Sibirien mehrere solcher Reisen. Nur ein Mal konnte er sich frei nehmen und nach Hause fahren, nach Reval. „Nachdem ich durch die Gründung der Omkolonien meinem Schaffensdrange einigermaßen Genüge getan hatte, nahm ich von dem Konsistorium Urlaub zu einer Reise in die Heimat" (S. 26), schrieb er. Er nutzte die Zeit und besuchte „die von General-Superintendenten Wilhelm Carlblom einberufene Konferenz der Pastoren des Konsistorialbezirkes", eine Gelegenheit, in Moskau bekannte Amtsbrüder aufzusuchen und, wenn auch nur für wenige Tage, einen geistigen Austausch zu pflegen, der ihm schon so lange Zeit fehlte, zu Hause. In Reval gelang es ihm, Interesse für „seine" neuen Kolonien zu wecken, denn die erwähnte Unterstützunsgkasse für die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Rußland gab ja nur Beihilfen für „ärmere Gemeinden zur Förderung ihrer geistlichen und kirchlichen Zwecke". Die Kassen waren erst kurz zuvor, 1859, in St. Petersburg ins Leben gerufen worden und ihrer Bestimmung nach dem Gustav-Adolf-Verein (gegründet 1832 in Leipzig) ähnlich. Der Zar hatte den Verein bestätigt, und in der Person des Herzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz erhielt er einen würdigen Patron. (Busch II, S. 18).

In seiner Heimat konnte Johansen für seine Kolonien Sponsoren finden: „Ich hatte in Reval Pastor Huhn und einige adlige Damen für meine Kolonien interessiert", heißt es in seinen Erinnerungen, mit dem Ergebnis: „Sie bildeten einen Hilfsverein und sandten mir im Laufe von vier Jahren etwa 400 Rubel, welche zum Ankauf von Pferden und Kühen dienten. Dies war notwendig, denn die Leute hatten durch die Klauenseuche (sibirische Jaswa) ihren Viehbestand verloren. Die russischen Bauern gaben gerne auf eine schriftliche Anfrage meinerseits den Leuten Pferde und Kühe. Wenn ich dann zum Empfang einer Geldsumme in die Kolonie fuhr und zum Zeichen meiner Ankunft meine schwarz-rot-goldene Fahne(!) hißte, die bis ins Nachbardorf leuchtete, so kamen die Russen mit den von mir ausgestellten Zetteln (ich kavierte für die Bezahlung eines Pferdes oder einer Kuh) und erhielten ihr Geld" (S. 27).

Nach den Bestimmungen, die mit dem erhaltenen Kronstipendium verbunden waren, hätte Johansen eigentlich nur drei Jahre in Sibirien sein Amt versehen müssen. Doch es kam anders. Sicher war es nicht so leicht, eine passende freie Pfarrstelle im europäischen Rußland zu finden, dazu noch möglichst nahe der Hauptstadt. Doch dies war nur die eine Seite. Johansen hatte seine erste Gemeinde zu einer Zeit übernommen, als sich in den sibirischen Kolonien wie in den ländlichen Bereichen Rußlands große soziale Umbrüche vorbereiteten. Dies spürte er natürlich auch in seinen deutschen, estnischen und finnischen Dörfern. Der Zustrom von Ansiedlern aus verschiedenen Regionen des europäischen Rußlands hatte ja nicht zufällig gerade seit den frühen sechziger Jahren zugenommen. Für den jungen Pastor war es gleichgültig, ob diese freiwillig an den Omfluß gekommen oder ob man ihnen als Verschickte diesen Ort zugewiesen hatte. Wie aus seinen Erinnerungen deutlich wird, war es ihm wichtig, diesen Menschen zu helfen, unter den neuen Bedingungen zurecht zu kommen und zu einem sinnvollen Leben zu finden. Nicht immer war es leicht, noch seltener hatte er bleibenden Erfolg beobachten können. Doch ein tief verwurzeltes Gerechtigkeitsgefühl erlaubte es ihm nicht, in unvollendeter Situation seine Kolonie zu verlassen. Daher harrte er aus, wenngleich dies auch über lange Zeit mit einer Trennung von Frau und Kind verbunden war.

Es ist aus den Aufzeichnungen, die Eduard Johansen ja erst später niederschrieb, nicht ersichtlich, daß ihn tagespolitische Probleme jener Zeit sonderlich bewegten, die den Staat, in dem er als Deutscher lebte, zutiefst berührten. Auch in den Briefen an seine Frau, aus Sibirien nach St. Petersburg geschrieben, findet sich kein Hinweis darauf. Demgegenüber ist aber ganz sicher, daß sein innig verbundenes Gefühl für das Land, in dem er lebte, für die Menschen verschiedener Herkunft und Nationalität, denen er begegnet war und für die er sich engagiert hatte, in den Jahren seiner Tätigkeit in Sibirien bestärkt wurde.

Dies wird aus späteren Zeugnissen deutlich.

Das Kapitel „Sibirien" resümierte Johansen so:

„Sieben und einhalb Jahre habe ich in Westsibirien gelebt und diese Gemeinden deutscher, estnischer, lettischer und finnischer Zunge in ihren Sprachen bedienen können. Obwohl die Landgemeinden, die hauptsächlich aus Verschickten bestanden, ihre Bedienung so schwer machten, daß ein moralischer Ekel in mir oft überhand nahm, so ist mir doch diese meine erste Gemeinde lieb geworden, wie die geliebte erste Frau! Und ich bin der Gemeinde in Sibirien auch wert gewesen," fügte er mit einer berechtigten Befriedigung hinzu, „denn sie haben meiner noch lange in Liebe gedacht." Aber — ohne einen starken Hirten sind die Menschen häufig auf die Dauer schwach: „Leider ist der böse Geist aus den Nachkommen nicht ausgefahren." (S. 32).

Im Mai 1868 verließ Johansen mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn Hermann-Friedrich Sibirien. Im Juli des gleichen Jahres traf er mit seiner Familie in Samara ein, seiner neuen Wirkungsstätte.

Zu dieser Zeit zählte Samara zu den bedeutendsten Handelszentren an der Wolga. Seit 1851 hatte die Stadt den Status einer Gouvernementsstadt; ab 1878 gab die Statistik 3,5% der Bevölkerung als Deutsche an, 0,8% waren Esten. Bisher konnten die evangelisch-lutherischen Gemeinden in der Stadt wie auch im Gouvernement nur von dem 320 Werst entlegenen Kazan' aus betreut werden. Noch 1865 zählte man in der Stadt bloß 112 Lutheraner. Doch waren in diesen Jahren zahlreiche neue Kolonien im Gouvernement entstanden, für die Pastor Johansen als erster ständiger Prediger berufen wurde. Wenige Jahre zuvor, 1864, hatte die russische Regierung im Umkreis von Samara, etwa 100 Werst von der Stadt entfernt, 1345 deutsche Lutheraner aus Polen aufgenommen und hier angesiedelt. Sie waren im Zusammenhang mit dem polnischen Aufstand nach Rußland geflohen. Die deutschen Siedler wurden in 11 Kolonien verteilt und mit Land, 35 Desjatinen pro Familie, ausgestattet. Sicherlich wurde es immer schwieriger, diese Gemeinden von Kazan' aus zu versorgen, zumal auch noch etwa 200 Esten aus Dorpat einige Jahre zuvor 120 Werst nördlich von Samara eine eigene Kolonie gegründet hatten und auch hier nach einem evangelischen Pastor verlangten.

„Die Gemeinde zu Samara und die deutschen und estnischen Kolonien des Samaraschen Kreises, deren erster ständiger Pastor ich war, hat nach der demoralisierten sibirischen Gemeinde (sie bestand ja zum größten Teil aus Verschickten) einen sehr guten Eindruck hinterlassen und ich habe sie lieb gewonnen in den Jahren meiner Arbeit an derselben", schrieb Johansen. „Die hübsche Kirche mit Glockenturm, an der Hauptstraße der Stadt gelegen (Dvorjanskaja), leider noch ohne Pastorat (ich wohnte zur Miete), und namentlich der anständige Kirchenrat und vor allem der Präsident desselben, Herr Oerstroem, Direktor der Stadtbank, der in Dorpat studiert hatte, ebenso Dr. Ucke und beider Herren Familien traten in ein herzliches, freundschaftliches Verhältnis zu uns. Die deutsche Kolonie war 1864 während des polnischen Aufstandes entstanden und bestand aus früheren Fabrikarbeitern aus Lodz, die sich geweigert hatten, mit den Polen zu gehen, und um den Verfolgungen seitens der Aufständischen zu entgehen, sich unter den Schutz der russischen Regierung gestellt hatten" (S. 33).

Auch hier gab es Komplikationen, wenngleich nicht vergleichbar mit den in Sibirien gesammelten Erfahrungen: „Natürlich dauerte es lange und kostete viel Mühe, bis aus Fabrikarbeitern, die des Sonnabends ihren Lohn erhalten und z. T. vertrunken hatten, tüchtige Ackerbauern wurden. Nachdem die jungen Leute im Dienste bei ihren Nachbarn, den Mennoniten, den Ackerbau gründlich gelernt hatten, sind auch die deutschen Kolonisten aus Polen tüchtige Landwirte geworden. In meiner Zeit war die Sache noch nicht so weit gediehen. Ich habe aber unter ihnen sehr ernsthafte, fromme Christen gefunden, nebenbei auch eine Baptistenfamilie. Die Deutschen wohnten in 11 Kolonien, die in einem großen Kreise sich hinzogen. Gewöhnlich hielt ich Gottesdienst im Bethause, wo ein Küster-Lehrer angestellt war. Einmal jedoch, auf Bitten der einzelnen Dorfgemeinden, hielt ich, von Dorf zu Dorf fahrend, des Nachmittags im Laufe von fünf Tagen 12 Gottesdienste, gleichsam zur Weihe der einzelnen Kolonien." (S. 35). Esten lebten in sechs Dörfern auf der anderen Seite des Baches, der sie von den Deutschen trennte. Es waren drei lutherische und drei orthodoxe Estendörfer, alle aus dem Werroschen stammend (Estland). Auch für sie war ein Bethaus im Bau. Die etwa 300 Seelen betragende orthodoxe estnische Gemeinde ist bei meiner Amtswaltung zum Luthertum übergetreten und hat sich trotz Verfolgung standhaft gehalten. Sie war mir unendlich dankbar für die ihnen erwiesene ‚Barmherzigkeit'. Dem äußeren Gesetze nach hatte ich ja gefehlt, aber das innere Gewissensgesetz und die schnöde Ungerechtigkeit, mit der man die Gewissen knechtete, haben meine Handlungsweise bestimmt."

Für den Pastor ging die Sache glimpflich aus. Die Gewährung der Glaubensfreiheit für die Kolonisten war ja ursprünglich mit der Verpflichtung verbunden, keine Andersgläubigen „abzuwerben". Das wußte der Pastor natürlich. Durch Denunziation war der Vorgang auch dem Erzbischof zur Kenntnis gekommen, der Gouverneur schaltete sich ein, doch: „Die Sache mußte aufgegeben werden, da sich keiner der in den Listen aufgeführten Esten gefunden hatte!! ... Trotzdem hat die Verfolgung der Leute noch lange gedauert und wohl erst seit Oktober 1905 ganz aufgehört. (Glaubensfreiheit). Bei meinem Abschied von meinen Esten sagten sie mir: ‚Ihren Namen werden wir nicht nennen!' Und so bin ich frei durchgekommen" (S. 35).

Eduard Johansen hatte bisher, in Sibirien und auch in Samara, im wesentlichen ländliche Gebiete kennengelernt und zu betreuen gehabt. In die Gouvernements Tobolsk und Tomsk waren seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Hauptströme der Ansiedler gelenkt worden. Für 1702 wurden bereits 160 Kirchen in Sibirien angegeben, dem gegenüber die Eröffnung des ersten Gymnasiums im gleichen Gebiet erst 1830 genannt. Der bedeutende Reformer des russischen Staates und General-Gouverneur von Sibirien, Graf M. Speranskij, wußte, wovon er sprach, als er das Maß der Unbildung in seinem Gouvernement charakterisierte: „Zwei Jahre nicht einen gebildeten Menschen um mich zu haben, nicht ein kluges Wort zu hören — das ist fürchterlich!" (6).

Johansen kam nach Sibirien in den Jahren, als die Leibeigenschaft für die Bauern beendet wurde. Er erlebte den Zustrom nicht nur der Verschickten, auch viele Bauern kamen, aus Rußlands europäischen Teilen und aus den baltischen Provinzen, um sich in den freien Räumen jenseits des Urals eine neue Existenz zu schaffen. Und der evangelische Pastor half ihnen, nicht nur „auf den rechten Weg zu gelangen", sondern auch mit praktischem Rat angesichts der fremden klimatischen Bedingungen und der ungewohnten Bodenverhältnisse. Daß diese Bewegung nach Osten von offizieller Seite nicht vorausgesehen worden war, zeigt sich an dem starken Zuwachs auch in den evangelischen Dörfern. Johansen hatte versucht, in seinen Gemeinden den Menschen nicht nur seelischen Halt zu geben, sondern sie auch zu einer ökonomischen Stabilität zu befähigen, die die Voraussetzung schaffen mußte für ein anspruchsvolleres Bildungsstreben in den evangelischen Gemeinden.

Sehr verschieden davon stellte sich ihm die Situation in Samara nicht dar, nur fehlte hier die Ursprünglichkeit der sibirischen Natur, das Gefühl für ihre Unberührtheit und Unmittelbarkeit, das Johansen sehr eindringlich seinem Sohn Hermann vermitteln konnte, der 1866 in Omsk geboren wurde. Nach dem Studium der Biologie blieb der junge Hermann seiner sibirischen Heimat treu, in der Erforschung der sibirischen Flora und Fauna haben Sohn Hermann und Enkel Boris Johansen bleibende Leistungen an der Universität Tomsk aufzuweisen.

Leider hat Pastor Johansen seine Erinnerungen über die folgenden Jahrzehnte in Twer nicht weitergeführt. Es mag viele Gründe gegeben haben — die Sorge um den Unterhalt der größer werdenden Familie, dann der frühe Tode seiner Frau 1885. Immerhin hatte er in Twer den größten Teil seiner Amtszeit zugebracht — 36 Jahre betreute er die evangelischen Christen der Stadt Twer und im umliegenden Gouvernement. Dennoch haben sich dank der Sorgsamkeit der Nachfahren des Pastors, allen Wirrnissen seit jenen Jahren zum Trotz, bis auf unsere Tage genügend historische Dokumente erhalten, die dem einfühlsamen Leser ein Bild des Lebensstils in dem deutschen Pastorat in der russischen Stadt Twer vermitteln, das über Jahrzehnte eines der geistigen Zentren der Stadt bildete.

Der neue Amtsbezirk stellte den Pastor vor neue Anforderungen. Die Stadt Twer lag zwar nur 156 Werst von Moskau entfernt, auf der Eisenbahnstrecke nach Petersburg — kein Vergleich also zu der Entfernung von 2046 Werst, die Tjumen von Moskau trennen, und von dort war es ja „nicht mehr weit" bis Tobolsk. Twer liegt an der oberen Wolga, seit Mitte des Jahrhunderts belebte sich die Schiffahrt zunehmend und bezog die Stadt in die überregionale Kommunikation ein, besonders nachdem die Passagier- und Handelsschiffahrtsgesellschaft „Samolet" den regelmäßigen Personen- und Güterverkehr in der eisfreien Jahreszeit aufgenommen hatte. Das Kontor und damit das Zentrum der Gesellschaft befand sich in Twer. Die Stadt gewann ihr Selbstbewußtsein aus ihrer alten Geschichte. Einst war sie Hauptstadt des Großfürstentums Twer; zu Beginn des 19. Jahrhunderts residierte ein Prinz von Oldenburg als Militärgouverneur im Kaiserlichen Palais der Stadt. Ältere Bewohner konnten sich noch zur Zeit von Johansen daran erinnern. Der Hofprediger des Prinzen hatte damals die wenigen evangelischen Gläubigen der Stadt mitbetreut. Als 1812 der Prinz die Stadt verließ und mit ihm sein Gefolge, verwaiste die Gemeinde, bis in den fünfziger Jahren eine eigene lutherische Kirche errichtet wurde. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts zeugten nur noch wenige gegenständliche Spuren von der Geschichte der Stadt. Aber es gab nun 38 Gotteshäuser, davon ein evangelisches und ein katholisches; es gab ein Mädchen- und ein Knabengymnasium, ein geistliches Seminar, 16 Grundschulen, sieben Bibliotheken, zehn Krankenstationen, vier Apotheken und noch einiges mehr. Als Kolonie hatten sich die Deutschen der Stadt nie verstanden, von den ca 39 000 Einwohnern zählte man um 1865 etwas mehr als 200 Deutsche, die verstreut in der Stadt lebten. Insgesamt bekannten sich in Twer rund 300 Bürger als Lutheraner. Im Gouvernement waren es, einschließlich der Lutheraner im Militär, 800 Gläubige. Durch die günstige Lage der Stadt am Zusammenfluß der Wolga mit ihren zwei Nebenflüssen Twerska und T'ma konzentrierte sich hier viel Personal der Schiffahrtsgesellschfat und auch der Eisenbahn — Beamte, Kapitäne, Maschinisten, Steuerleute, Handwerker mit ihrer Familien; „außerdem gab es Kaufleute, Ärzte und Apotheker, auch einige Militärpersonen. Alle diese Gemeindemitglieder gehören den verschiedensten Nationen an. Außer den Deutschen, welche die Mehrzahl ausmachen, gibt es noch Schweden, Finnen, Esten, Letten, Franzosen. Trotzdem fühlen sich alle als **Eine** evangelische Gemeinde", heißt es bei Busch, (Busch II, S. 279).

Dr. Erika VOIGT,
Deutschland

(Fortsetzung folgt)

(Fortsetzung. Anfang Nr. 33)

6. Brokgaus/Efron, Otdel'noe izdanie statej o Rossii. Rossija, ee nastojascee i prosedsee, St. Petersburg 1900, S. 812

7. H. J. Seraphim, Die ländliche Besiedlung Westsibiriens durch Rußland, Jena 1923, S. 48.

Pastor Eduard Johansen

Aus der Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland

Seit dem 1. Juli 1870 lebte Pastor Eduard Johansen mit seiner Frau Margot, geb. Busch, Tochter des bereits viel zitierten Eduard Busch aus St. Petersburg, und den Kindern Hermann und Hedwig in Twer. „Am Himmelfahrtstage 1870 hielt ich meine Probepredigt in Twer; mein Vorgänger, Pastor Grohmann, war schon nach Reval gezogen. Die Twersche Gemeinde hatte mich einstimmig gewählt und so zog ich mit Frau und Kindern von Samara ab" (S. 35).

Der Tag seiner Amtseinführung war dem Pastor besonders im Erinnerung geblieben, er schildert ihn auf der letzten Seite seiner Aufzeichnungen mit folgenden Worten:

„Am 3. September 1870 hat General-Superintendent Dr. Wilhelm Carlblom, der Oheim meiner Frau, mich introduziert. Beim Mittagsmahl, welches der Kirchenrat im Pastorat angeordnet hatte, trat Nr. v. Landese (Arzt und Mitglied des Kirchenrates — E. V.) eilig in den Saal und rief: ‚Meine Damen und Herren! Napoleon ist mit seiner Armee gefangen, die Schlacht bei Sedan ist gewonnen!' Welche Freude war das!!" (S. 36). Kamen hier „patriotische" Gefühle der fernen deutschen Heimat gegenüber zum Ausdruck, unbewußte Sehnsucht, unausgesprochene Verbundenheit mit dem Land der Vorväter?...

In Twer war der Pastor mit seiner Familie nach den langen unsteten Jahren „am Ziele einer festen Häuslichkeit" angekommen; hier konnte er sich mit seinen Angehörigen „endlich heimisch und wohl fühlen". (8) Wie gestaltete sich nun das Leben, die Atmosphäre in dem deutschen Pastorat in einer russischen Stadt, welche Wertvorstellungen und Erziehungsprinzipien verfolgte man in dem Hause, die an die nächste Generation weitergegeben werden konnten, welche Kontakte gab es zu den deutschen Gemeindemitgliedern wie zu den Bewohnern der Stadt ringsum, aber auch zu den vielen geistig Verwandten, die auf dem Wege von St. Petersburg nach Moskau und weiter in östliche und südliche Provinzen des Landes in Twer im Pastorhause Station machten, gern aufgenommen wurden und geistige Anregungen aus der alten Heimat, dem Baltikum, aber auch aus Moskau und St. Petersburg mitbrachten? Bekannte und Studienkollegen aus Dorpat waren ständige Gäste im Hause des Pastors, lang ersehnte Besucher, zu denen der Kontakt unterbrochen schien in den Jahren der Amtszeit in Sibirien. Wie suchte die Familie ihren geistigen Ansprüchen nachzukommen in der Stadt Twer, die zwar „in der Nähe" von Moskau lag, aber dennoch so fern von den unmittelbaren Impulsen, die von der Hauptstadt ausgingen, wenn man zum Vergleich das Leben in Dorpat in Erinnerung hatte? „Als wir noch in Livland lebten," heißt es in einem Brief aus jener Zeit, „da kam einem Moskau am Ende der Welt vor, wo war da erst Sibirien!"

Im Pastorat sprachen die Eltern natürlich nur deutsch mit den Kindern wie auch mit den ständig anwesenden, aber schnell wechselnden zahlreichen Verwandten und Bekannten. Mit dem russischen Personal im Hause verständigte man sich in deren Sprache, so auch mit den Spielgefährten der Kinder auf der Straße. Noch vor der Schule gewann die Bibliothek der Kirchengemeinde, die sich in einem großen Schrank im Pastorat befand, große Bedeutung. Zu den Aktivitäten der evangelischen Kirchenorganisation gehörte es, möglichst in allen Gemeinden eine gemeinnützige Bibliothek zu unterhalten. Das General-Konsistorium in St. Petersburg hatte Eduard Busch als „Censor" aller der obersten Verwaltungsbehörde unterstehenden Gemeindebibliotheken bestimmt, der regelmäßig aus Geldern des General-Konsistoriums und der Unterstützungskassen die Gemeinden kostenlos auch mit „schöner" Literatur versorgte. Sohn Hermann wie die Töchter Hedwig, Erika, Aline und Lilli sammelten hier die erste Erfahrung bei der Nutzung einer Bibliothek, die sie bald auch selbst beaufsichtigen durften. Es war sicher nicht nur den „langen Winterabenden" geschuldet, daß im Hause viel gemeinsam gelesen wurde: Der Pastor hielt aus alter Verbundenheit die deutschen Zeitungen „St. Petersburger Zeitung", „Daheim" und die „Dörptsche Zeitung"; die Jugend verschlang den ganzen Dickens und Walter Scott, man las Kleist und de la Motte Fouqé, Friedrich Schiller und Georg Ebers und natürlich Gustav Freytag. Auch viele Modeschriftsteller werden in den Briefen und Erinnerungen erwähnt; es fehlen nicht Fridtjof Nansens „In Nacht und Eis" und die „Livländische Geschichte" von Seraphim. Verfolgt man das Leben der im Pastorhaus herangewachsenen Generation, so drängt sich der Gedanke auf, daß die moderne Gesellschaft durch den Verzicht auf solche gemeinsamen Bildungserlebnisse in den Familien ein wichtiges Element der Formung junger Charaktere verloren hat, das nur sehr unzureichend durch andere ersetzt werden kann.

Der Pastor unterrichtete seine Töchter im ersten Schuljahr selbst, das russische Gymnasium besuchten sie von der zweiten Klasse an. Bleibende Eindrücke hinterlassen bei jedem geistig regen Menschen die ersten Erlebnisse in der Schule. Wie fühlten sich die Pastor-Töchter, aus deutschem Hause kommend, in dem russischen Gymnasium? Wie hatte Pastor Johansen es vermocht, den eigenen ethischen und moralischen Prinzipien folgend, seine Kinder auf „das Leben" im nicht-deutschen Umfeld vorzubereiten? Seine jüngste Tochter Erika (1875—1953) hat sehr viel später, nach ihrer Übersiedelung mit ihrer Familie nach Deutschland, in einer „Auseinandersetzung mit mir selbst" — wie sie es nannte —, eigene Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend in Twer niedergeschrieben. Den Schulbeginn schilderte Erika so:

„Mitte August (1885) begann mein Schulleben. Es war die zweite Klasse, die erste hatte ich zu Haus erledigt. Ja, ich hatte den Stoff zu lernen bekommen. Aber die Hauptsache, die Sprache fehlte mir. Den Kopf angefüllt mit ‚Heidi' und anderen deutschen Kindergeschichten, fühlte ich mich in einer ganz fremden Welt. Mit den Kindern konnte ich mich ja verständigen, mit den Bauernkindern im Dorf hatte ich ja gespielt... Aber was die Lehrerin oben auf dem Katheder verkündete, waren mir zunächst ‚Böhmische Dörfer', ich verstand sie einfach nicht..." Bruder Hermann war fort, zum Studium in Dorpat, „an meinen Vater traute ich mich nicht heran, und sonst war niemand, der mir helfen konnte. Es kam mir nicht einmal in den Sinn, daß mir hätte geholfen werden können. Man mußte eben durch. So strampelte ich denn los, wie ein Frosch im Algengestrüpp.

Ich muß aber sagen: Weder die verschiedenen Lehrerinnen noch die Mädel, die doch schon ein gemeinsames Schuljahr hinter sich hatten, haben mich als ‚Neu' oder als ‚Deutsche' auf's Korn genommen. Es spricht doch gewiß für die Art eines Volkes, wenn unter 50 Kindern sich kein einziges findet, einem Neuhinzugekommenen und bestimmt Fremdartigen etwas auszuwischen. Sie waren alle lieb und gut zu mir. Und die Lehrerinnen müssen sehr geduldig und verständnisvoll gewesen sein. „Man wußte aber auch," fügte Erika hinzu, „wer ich war. Die Vorsteherin der Schule, unsere ‚Direktrice' (Frau K. F. Großwald — E. V.), war eine Deutsche, sie hatte meine Mutter gekannt. Und mein Vater gab in den höheren Klassen den Unterricht in der deutschen Sprache" (S. 24 f.).

Das Mädchengymnasium von Twer war bereits 1858 gegründet worden. Aus bescheidenen Anfängen wuchs diese städtische Lehranstalt zu beachtlichem Ansehen heran; in der Jubiläumsschrift von 1908 wurden die einzelnen, oft recht mühevollen Etappen eindrucksvoll beschrieben. Auch eine Fotosammlung des Lehrerkollegiums hatte Erika sorgsam aufbewahrt, sie hat sich bis heute in ihrem Nachlaß erhalten. So mancher Lehrer würde stolz sein auf ein Zeugnis, das von seiner Schülerin mehr als 50 Jahre später wie folgt ausgeschrieben wurde: Es handelte sich um den Lehrer für Kosmographie, ein Fach, das an der Schule im Schuljahr 1887/1888 eingeführt wurde. (9) Erika schrieb:

„Zwei Jahre lang hatten wir einen Lehrer, dessen Persönlichkeit alles überwog, was sonst Schlimmes war: Miron Iwanowitsch Korenew — ein ganz einzigartiger genialer Mensch, Ukrainer, Physik- und Kosmographielehrer. Wie lebendig waren die Stunden im Physikalischen Kabinett, wie begeisternd entwickelte er vor uns die Gesetze der Spektralanalyse, die geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen den dunklen Streifen im Sonnenspektrum und den hellen Linien in den Spektren der unfaßbar weit im Weltall kreisenden Gestirne. Schauer der Ehrfurcht vermittelte er uns. Wir hingen wie gebannt an seinem Munde. — Schon beim Betreten des Klassenzimmers, die Hand noch auf der Türklinke, pflegte er zu beginnen: ‚Stellen Sie sich vor, daß wir heute eine Sonnenfinsternis hätten. Wie würde sich das abspielen?'... Wichtig war ihm nur seine Wissenschaft... Wir verehrten ihn, den feinen Gelehrten, den immer gerechten Lehrer, den gütigen Menschen! Friede seiner Asche! Dank über's Grab!" (S. 82 f.). Das Gesamturteil über die Schule galt wohl nicht für die Tochter des Pastors allein, als sie schrieb, sie habe „von der ersten Schulzeit an im Laufe von sieben Jahren keine einzige wirkliche Unannehmlichkeit von meinen Mitschülerinnen erlebt. Dagegen so manche besondere Freundlichkeit, obwohl ich ihnen doch etwas Fremdes war und blieb" (S. 113).

Die Direktrice der Schule hatte ihren Zöglingen die Benutzung der Schulbibliothek sehr nachdrücklich empfohlen. Gewohnt an die deutsche Literatur, hatte Erika sich anfänglich nur sehr zurückhaltend gegenüber den Werken russischer Autoren verhalten, bis sie die russische Übersetzung von Jules Verne „Fünf im Ballon über Afrika" fand. „Damit war der Deich gebrochen, ich las russische Bücher, dem Franzosen Jules Verne hatte ich es zu verdanken. Dann kam ich an die russische Literatur — die Jugendromane von L. Tolstoi, ‚Krieg und Frieden,' die Romane von Turgenew. Auch der in Deutschland viel zu wenig beachtete Aksakow tat es mir an. Diese Literatur überflutete mich im Laufe der nächsten Jahre wie ein gewaltiger Strom, Puschkin, Nikitin, Nekrasov (mit seinem Leid um das Volk), Lermontov (seine Sprache — Musik) und noch andere, noch viele andere, jeder eine Welt für sich. Bei Puschkin, den wir ja auch viel in der Schule studierten, empfand ich zum ersten Male: Dies Land ist deine Heimat! Nicht Rußland als Staat, als Vaterland, nein. Nur das Land selbst, die große Natur, das große Volk" (S. 56).

Sehr ernsthaft setzten sich die jungen Leute im Pastorat und die ständig zureisenden Freunde mit der neu entdeckten russischen Literatur auseinander, die ja für sie viel mehr zeitnahe Probleme aufgriff als historisch resümierende. „Als ich mich mit 17 Jahren an Tolstois ‚Anna Karenina' machen wollte, sprach Tante Luise (Luise Carlblom, Witwe des Woskauer General-Superintendenten Wilhelm Carlblom, sie ersetzte den Kindern die Mutter) dagegen. Dieser Roman galt im Baltikum als verpönt. Vor ihrem 20. Lebensjahr dürfe ein Mädchen ihn nicht lesen. Aber Tante Luise ließ mit sich reden. Auf unseren Einwand,... daß wir ja auch den ‚Faust' kannten, antwortete sie: ‚Ja, Goethe hält das Gift in einer Kristallschale, es spritzt nicht heraus! — Aber dann ging ihr doch die Erkenntnis auf, daß der große Künstler und inbrünstige Christ Tolstoi das Gift, welches er zeigen wollte, erst recht in festen Händen hielt. Und daß er betont das Unselige und Unsittliche ohne jede Verbrämung zu zeigen wußte" (S. 57).

Die russische Literatur blieb für Erika ein wichtiger Bestandteil ihres Lebens, bis in ihr hohes Alter — Zeugnis davon sind ihre erhalten gebliebenen Übersetzungen und Nachdichtungen russischer Autoren, erstmals konnten einige in jüngster Zeit in der deutschen Zeitung in Alma-Ata veröffentlicht werden. (10). Diese Verbundenheit wurzelte sehr tief: „Wir Heranwachsenden machten damals die Beobachtung," schrieb sie, „das ein Werk durch Übertragung in eine andere Sprache nicht nur an künstlerischem, sondern auch an ethischem Wert verliert. Wenigstens war es mit russischen Werken der Fall." Es ging um die französische Übersetzung von Puschkins Onegin: „Dieses Werk, das, abgesehen von den spielerischen Äußerlichkeiten einiger zeitgemäßer Schilderungen, unbedingt ein Kunstwerk ist und mit unnachahmlicher Schönheit Natur und Seele des Volkes und der Landschaft zeichnet — in aller Einfalt und in allem Ernst, — war in der Übertragung zu etwas ganz Banalem und Minderwertigem geworden. Da erkannten wir die innige Beziehung zwischen Sprache und Volksseele." Und sie zitiert an dieser Stelle aus dem „Gedicht in Prosa" von Turgenev: „Bei allem Zweifel, bei allem Herzleid um das schicksalhafte Unvermögen unseres Volkes hat nur eines mich getröstet: Du schöne, Du große, Du herrliche russische Sprache! Wäre es möglich, daß eine solche Sprache einem minderwertigen Volke gegeben wurde?!" Und sie kommentiert: „Wir empfanden dieses Urteil über die Sprache als richtig und liebten sie, ja mehr wir sie kennenlernten, umso mehr" (S. 57).

Dr. Erika VOIGT,
Deutschland

(Fortsetzung folgt)

(Fortsetzung. Anfang Nrn. 33, 34)

8. Brief E. Johansen an seine Frau Margot, 13.5.1870.

9. N. Maslow, Pjatidesjatiletie Tverskoj Marilinskoj zenskoj Gimnasii 1858—1908. Twer. 1908, S. 31.

10. Vgl. „Freundschaft", Alma-Ata, 18.8.1990, 8.9.1990, 13.9.1990, „Deutsche Allgemeine", „Alma-Ata. 17.5.1991 u.a.

Pastor Eduard Johansen

Aus der Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland

Aufgeschlossenheit und Toleranz gegenüber den Menschen ihrer Umgebung wurde im Pastorat bewußt gepflegt, viele Beispiele der Hilfe wurden überliefert, die weit über den seelsorgerischen Beistand hinausging. Es hatte sich eine Lebensauffassung herausgebildet, die sich von der unterschied, die Freunde und Verwandte aus den baltischen Familien — es fielen die Namen v. Öttingen, v. Engelhardt, v. Schenk, Igelström, Uexküll u. a. — mitbrachten. Leidenschaftliche Debatten trugen die jungen Leute aus, Erika schrieb dazu:

„Wir (in Twer) machten bei all diesen und den noch später zu uns kommenden Balten die Erfahrung, daß sie immer wieder erstaunt waren, wie nett die Russen eigentlich seien. Liebenswürdig und liebenswert"... „Wie angenehm und liebenswürdig können die Russen sein! Warum wir nur so schlimme Gouverneure ins Baltikum bekommen!" So war von den Gästen zu hören. Und dann sprach man von den Grafen Bobrikov und Schachovskoj, den Bedrückern Finnlands und Estlands. „Ein anständiger Russe nimmt ein solches Amt nicht an", meinte dann der alte Johansen (S. 54). „Wenn die russische Regierung die ihr gewiß in gewissen Grenzen zukommende Russifizierung dieser Provinzen mit Weisheit und Liebe durchgeführt hätte, so wären die Balten ihr früher oder später um den Hals gefallen — so zu sagen. Aber es fehlte eben sowohl an Weisheit wie an Liebe", stellte Erika fest (S. 45). Dennoch gab es auch Befürwort der damals herrschenden Politik, die „die grobe und ungeschickte Russifizierung Finnlands und der Baltischen Provinzen für richtig" hielten. „Da kamen sie aber bei meinem Vater und den Tanten schlecht an", schrieb Erika. „Übrigens blieben die Gespräche durchaus freundschaftlich. Auch Frau v. Doepp, deren verstorbener Mann General in russischen Diensten gewesen war, kam von einer sehr russisch gesinnten Seite her". Über sie wird folgendes berichtet, in gewisser Weise auch charakteristisch: „Obwohl sie an Samstag-Abenden in die griechisch-orthodoxe Kirche ging und in der weihrauchduftenden Dämmerung vor einem kerzenbestrahlten Heiligenbilde ihre wonnevolle Andacht fand — am Sonntag kam sie als brave Protestantin in meines Vaters Kirche" (S. 81).

Und so herrschte eine offene lebensnahe Atmosphäre im Pastorat, in dem jeder Hilfe fand, in dem gegensätzliche Meinungen und unterschiedliche Charaktere aufeinander prallten, ohne zu zerbrechen. Im Gegenteil: Man ging gestärkt auseinander, angeregt durch die geistige Lebhaftigkeit im Hause und durch die moralische Integrität seiner Bewohner: „Sie waren ja lebendige und aufrechte Menschen!" (S. 85).

Der älteste Sohn Hermann, ein Naturforscher von Berufung, hatte sich früh seiner Leidenschaft hingegeben und mit Fleiß und Zielstrebigkeit seinen Weg verfolgt, dabei entfernte er sich in seiner Weltsicht von der des Vaters. Es muß den alten Pastor geschmerzt haben, daß es mitunter zu heftigen Disputen zwischen ihnen kam; der Sohn empfand nicht die rechte Aufmerksamkeit in der Familie für seine Interessen, für seine „maßlose Begeisterung für Darwin und Haeckel", Erika schrieb: Des Bruders „Weltanschauung war allmählich von derjenigen meines Vaters bedeutend abgewichen, und es war zwischen beiden schon so manches Mal zu unangenehmen Auseinandersetzungen gekommen — die einzigen Gelegenheiten zu einer Art Streit in unserem Hause" (S. 90). Mehr Verständnis spürte der künftige Biologie-Professor bei dem „alten Schweden" Hellgren, einem Tischler, der im Hause des Pastors Unterkunft und Aufnahme gefunden hatte. Hellgren erzählte ihm von seinen ruhelosen Wanderungen in jungen Jahren „um die Universität in Upsala" herum, ohne in sie hineingehen zu können; seither hatte er sich im Laufe seines Leben ein großes Wissen angeeignet und eine unabhängige Geisteshaltung bewahrt. Mit ihm konnte der Hermann viele Stunden über seine Fragen an das Leben diskutieren. Hellgren „galt bei uns als Freigeist", schrieb Erika und sie fügte hinzu: „Mit nachträglichem Stolz muß ich feststellen, daß man bei uns daran kein Ärgernis nahm. Er blieb ganz in seiner Ruhe" (S. 89).

Das Pastorat wurde häufig von jungen Offizieren aus befreundeten baltischen Familien besucht, die ihre russischen Sprachkenntnisse „in Rußland" aufzubessern strebten. Sie lebten einige Wochen im Pastorat, angezogen von der anregenden kulturvollen Atmosphäre im Hause: Man veranstaltete „gemeinsame Wanderungen, Musikabende, Lesestunden", bereitete Theaterspiele vor. Der später bekannte baltische Musiker und Philosoph Emil Mattiesen gehörte sehr bald zu diesem Kreis: „Das reizvolle der russischen Volksseele mit ihren vielen Fragezeichen und Unausgeglichenheiten schlug ihn, den Deutsch-Balten, sofort in Bann", schrieb Erika über den bewunderten Altersgenossen. „Er teilte sofort voller Verständnis unsere Vorliebe für die ‚Freunde von der Straße'. Ich sehe ihn noch, wie er, ganz hingegeben, mit dem alten Mönch redete, der am Waldesrande eine kleine Kapelle bewachte und bediente. Während bei diesen Gelegenheiten sein tiefes Gemüt sich offenbarte, trat an der Schärfe seines oft hervorsprudelnden Witzes ein Verstand zutage, an dem alle das Fremd-Geheimnisvolle eines durchaus genialen Menschen spürten. Wie viel mehr erfühlte man dies an seinem Klavierspiel zu Hause und an dem Orgelspiel in unserer Kirche" (S. 95).

Gemeinsame Mahlzeiten gaben Anlaß zu mitunter heftigen Disputen. Noch blieb es bei rein theoretischen Erörterungen, wenn von möglichen militärischen Auseinandersetzungen oder gar von einem Krieg gesprochen wurde, auch von einem Kriege gegen Deutschland. Noch war das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts nicht zu Ende gegangen. Im Grunde konnte keiner der Beteiligten sich vorstellen, wovon man eigentlich sprach. Nur der Pastor empfand es deutlich, wie tief der Zwiespalt reichte, in dem sie sich alle befinden würden in solch einem Falle. Seit Jahrzehnten hatte er doch als Divisionsprediger in Sibirien und auch danach in Twer die jungen Soldaten evangelisch-lutherischen Glaubens zu betreuen — und in ihrer Mehrheit waren sie ja russische Untertanen deutscher Nationalität. Tochter Erika mußte die inneren Konflikte des Vaters nachempfunden haben, in ihren Erinnerungen schrieb sie:

„Der junge Leutnant v. Doepp ereiferte sich aus Anlaß einer Bemerkung über die schlechte Haltung der russischen Offiziere: ‚Ja, Korsetts tragen wir nicht, wie die preußischen Offiziere, aber wir sitzen fest auf den Pferden. Und wenn wir mit ihnen Krieg hätten, wären wir bald fertig mit ihnen: Die Mütze schief auf den Kopf, irgendwie auf's Pferd und los! Ja, mit unseren Mützen könnten wir sie erschlagen! Unwillkürlich rasselte er mit den Sporen, sein hübsches Gesicht rötete sich. Den letzten Satz hatte er auf russisch gesagt. — Den Pastor schüttelte es: Krieg mit Deutschland — Da war er wieder, der alte Zwiespalt. Wie viele evangelische Rekruten, Deutsche, Esten, Letten, Finnen hatte er Jahr für Jahr zu vereidigen! Vor seinem Kruzifix hatten sie Treue zu schwören und Todesbereitschaft für den Zaren und das Reich jedem Feind gegenüber. War es an ihm, dem Leutnant zu widersprechen? Aber dessen Worte hatten ihn geärgert, diese albernen Worte von den Mützen! — Und er sagte nachdrücklich: ‚Das wollen wir noch abwarten. Wenn einmal ein Krieg mit Deutschland käme, so ist es eine große Frage —! Ja, eigentlich, welches Volk, welcher Staat kann sich mit dem Deutschen messen? Und schließlich ist Rußland ja ein Koloß auf tönernen Füßen. Aber hoffentlich wird es uns und Ihnen, Dimitri Andrejewitsch, erspart bleiben, gegen Deutschland stehen zu müssen! Sie sind doch selbst ein Deutscher!' — ‚Was bin ich für ein Deutscher, Herr Pastor, rief der Leutnant frisch und unbefangen. Sie nannten eben meinen Namen, ja, ich habe sogar einen russischen Namen von meinen Eltern erhalten, ich bin, wie mein Vater es war, Soldat in russischen Diensten'" (S. 98).

Vielleicht sah die Jugend im Hause des Pastors diese Konflikte unbelasteter — vor den „Alten" schienen sie sich immer wieder aufzutürmen. Eines Tages fragte die jüngste Tochter den Vater direkt: „Aber Papa, wenn es dich immer noch wurmt, in Rußland zu leben, warum bist du nicht nach Deutschland ausgewandert?" Erika versucht in der Wiedergabe des Gesprächs den Vater zu verstehen und gerecht zu beurteilen: Eine scheinbar einfache Frage, aber — wie schwer war sie zu beantworten. Sie schrieb: „‚Als ob das möglich gewesen wäre —! Der Pastor seufzte. Seine vaterlose Kindheit trat vor seine Augen, an seine gute Stiefmutter mußte er denken, die, mit schweren Verhältnissen ringend, ihn und seine Geschwister groß gezogen hatte. Liebevoll hatte sie es durchgesetzt, ihn, den Jüngsten, schulen und studieren zu lassen. Mit welcher Not! Sie hatte gerade von ihm, ihrem Liebling, viel erwartet, und er hatte sich bemüht, sie nicht zu enttäuschen. Als gewesener Stipendiat der Krone hatte er dann als Entgelt auf mehrere Jahre nach Sibirien gehen müssen". Und ganz im Gegensatz zu dem, was man von einem solchen erzwungenen „Muß" erwarten könnte, leuchteten auch im Alter noch die Erinnerungen an die Jahre in Sibirien:

„Sibirien.. Er zündete seine selbstgestopfte Zigarette an, die Raucherspitze aus Weichselkirschbaumholz duftete, kleine Wölkchen umkräuselten sein Gesicht. Wie gern erinnerte er sich seiner ersten Pfarrstelle dort in Omsk, wo er gewirkt hatte im Feuer der ersten Liebe. Auch das Glück hatte ihm dort geblüht. Er dachte daran, wie er seine zarte junge Frau aus St. Petersburg dorthin gebracht hatte. Er erzählte. Und dachte dabei: Die Hauptsache ist, treu im rechten lutherischen Glauben zu bleiben, ob nun hier, oder in Deutschland. So knüpfte er wieder einmal in seinen Gedanken zusammen, was immer wieder reißen wollte" (S. 98 f.).

Wie sollten sie es auch verstehen, die aus Dorpat hergereisten Freunde und Verwandten und die Nachgeborenen, was diese ersten Jahre für ihn bedeuteten. Für sie war es verwunderlich, das Land, „wo der Himmel hoch und der Zar weit" war, „das schreckliche Land der Verbannten wie ein Paradies" zu beschreiben, „mit Wassermelonen, die dort reiften, ein großes freies Leben... Es klang, als ob wir hier, zwischen Moskau und Petersburg, es eher schlechter hätten, als es dort war".

Man wollte mehr wissen. „Ja, sagte der Pastor, „so frei wie dort kann man sonst nirgends schalten und walten, sofern man sich mit dem Gouverneuer gut versteht'. Und ein flüchtiger Schein der Erinnerung an seine große Wirksamkeit dort zog über sein Gesicht. Aber er gab das Beste nicht preis, und hatte auch keine Lust, noch mehr zu erzählen" (S. 101).

So trafen sich um den alten Pastor verschiedene Generationen und Lebensauffassungen, jeder brachte auch andere Erfahrungen und eine eigene Geisteshaltung mit. Doch: „Die Kräfte des Christentums — nichts anderes kann es gewesen sein —, in dem sie alle so tief verwurzelt ruhten, machte es ihnen möglich, trotz der großen Verschiedenheit ihrer Charaktere, nicht nur Disziplinertheit zu wahren, sondern eine Atmosphäre wirklichen Friedens zu schaffen und zu erhalten" (S. 85).

Pastor Eduard Johansen hatte mehr als drei Jahrzehnte sein Amt in Twer verwaltet, mit ungebrochener Energie und mit gleicher Sorge um die ihm anvertrauten Gläubigen. Bis ins hohe Alter absolvierte er seine Rundreisen, von Twer aus „bis an die Grenze des Nowgorodschen und Pleskauschen Gouvernements", stets im brieflichen Kontakt mit seinen Kindern in Twer. Viele dieser Briefe haben sich erhalten, sachlich erzählt der Pastor, wo er gewesen, was er erlebt hatte: „Von 13 Nächten habe ich auf der Rundreise (4—17, 2. 1896) sechs im Schlitten oder Wagen schlaflos zugebracht, 17 Gottesdienste gehalten — deutsch, estnisch, lettisch und russisch. Am 14. in Twer Buß- und Bettag, dann den 15. in Torshok, den 16. und 17. in Wolotschok". (25.2.1896). Auch in diesem Gouvernement hatte er Kolonisten zu betreuen, die in ihren Siedlungen noch nicht festen Fuß gefaßt hatten und denen nun seine ganze Aufmerksamkeit galt. „Nächsten Dienstag fahre ich nach Wosdwishinsk und Wolotschok. Für die Esten habe ich von der Moskauer Bank nun 28 000 Rubel erbeten zum Ankauf von 200 Desjatinen Land. Gebe Gott, daß es gelingt, sonst geht es den Esten — 70 Familien — schlecht" (5.9.1896). Während einer Reise hatte er mit einem Herren von der Bank „Freundschaft geschlossen, er hat versprochen, alles zu tun, was möglich ist".

Das Jahrhundert war zu Ende gegangen. Das Pastorat verwaiste allmählich, die junge Generation war herangewachsen und suchte nach eigenen Wegen und zog fort. Früher hatten sie im Scherz gesagt: „Das Beste an Twer sei, daß man täglich mit 12 Zügen fortfahren könne"! Nun hatten die Kinder, die einen in Pawlowsk bei St. Petersburg, die anderen in Sibirien, ihr neues Heim geschaffen.

Der Russisch-Japanische Krieg berührte nur mittelbar die Familie, dennoch bangt man mit dem Geschehen an der Front mit: „Furchtbar traurig waren wir über die Nachrichten vom Kriegsschauplatz". (26.4.1904). „Die Niederlage zu Land kam unerwartet. Gott helfe zu einem raschen vollständigen Sieg!" Dem Zaren wünschte man „ein starkes **Gottvertrauen, getreue** und kluge Räte, **getreue** Untertanen und siegreiche Kriegsheere" (9.5. 1904). Mit Bangen verfolgte man die Ereignisse in den folgenden Monaten: „Ernst und besorgniserregend sieht es aus in unserem Vaterlande. Ach, ein Sieg!! Und dann ein ehrenvoller Friede nach so viel Blut und Tränen! Gott gebe ihn bald!!" (10.2. 1905).

Von den dramatischen Unruhen in Rußland selbst blieb die Familie unberührt. Im Gegenteil. Im Jahre 1906, im Alter von 75 Jahren, konnte Pastor Johansen endlich alle Verpflichtungen, die ihm sein Amt auferlegte, in jüngere Hände geben. Er zog zu seiner Tochter Erika nach Pawlowsk. Ein ausgefülltes Leben lag hinter ihm, in unruhvoller Zeit hatte er zielbewußt und mit Verantwortung gelebt, immer für andere wirkend und nach Wegen suchend, um Gutes zu tun für andere. Doch eines blieb noch unerfüllt, sein Jugendtraum: „Endlich, in meinem 76. Lebensjahre wurde die Sehnsucht meines Herzens, die ich seit Jugend auf gehegt, erfüllt: Ich konnte mein geistiges Vaterland, Deutschland, die Wiege der neuen Zeit, das Land Luthers, besuchen! Konnte den Wirren der durch die Revolution zerrütteten Heimat Valet sagend mich bei geordneten Staatswesens und des blühenden Wohlstandes, des gesitteten Lebens der deutschen Nation nun kurze Zeit erfreuen".

In Begleitung seiner Pflegetochter Auguste Hellgren reiste er am 29.6.1907 von St. Petersburg ab. Gewissenhaft führte er seine Notizen über alle besuchten Orte und Sehenswürdigkeiten während der Reise, die er dann in einem gesonderten „Reisebericht" den Kindern mitteilte. Nach etwas sechs Wochen kehrte er zurück: „Gott sei Dank für die Erfüllung meines Jugendtraumes und meiner Sehnsucht" (S. 1, 14).

Eduard Johansen verbrachte seine letzten Lebensjahre in Pawlowsk bei St. Petersburg, bei seinem Schwiegersohn Carl Schmidt und Tochter Erika. Carl Schmidt, der in den anderthalb Jahrzehnten vor dem Weltkriege einer der bedeutendsten Architekten der Hauptstadt geworden war, hatte ihm in seinem Hause eine separate Wohnung von drei Zimmern zur Verfügung gestellt.

Pastor Johansen hatte treu nach seinen Prinzipien gelebt und nach seinen Wertvorstellungen gehandelt, die er durch sein Vorbild an seine Nachkommen weitergeben konnte:

„Liebe empfangen und, wohl noch mehr, Liebe geben, in dem anderen sich wiederfinden, an den man sich hingegeben, für den anderen leben — das ist das wahre Glück! In dem für andere tätigsein, Beständiges und Bleibendes schaffen wollen durch gegenseitige Selbstverleugnung und Toleranz — das bietet die Gewähr für wahres Glück". Wo immer wir leben, es gibt Grund, über diese Worte nachzudenken.

Es ist Pastor Johansen erspart geblieben, die in den folgenden Jahren einsetzenden Belastungen in den Beziehungen zwischen Deutschen und Russen — in Rußland und in Europa — zu erleben. Er starb 1912. Die in einem bis dahin nicht gekannten Ausmaß über die Menschen aller Nationen hereinbrechenden Tragödien, unter die Begriffe Weltkrieg und Revolution gefaßt, verbunden mit dem Deutschenhaß in St. Petersburg und mit dem Sturm auf die ethischen Werte des Christentums in der Revolution hätten ihn, der seine geistige Kraft und seine moralischen Wertmaßstäbe im humanistischen Erbe Luthers sah, zutiefst erschüttert. Geblieben ist die Erinnerung an ihn.

Dr. Erika VOIGT,
Deutschland

(Schluß. Anfang Nrn. 33, 34)